

# Jüngste Zeiten. Archäologie der Moderne an Rhein und Ruhr

Katalog zur Ausstellung  
im Ruhr Museum  
25. September 2023 – 7. April 2024

Herausgegeben von  
Patrick Jung und  
Heinrich Theodor Grütter

Nünnerich-Asmus Verlag & Media GmbH 2023

# 1 | INDUSTRIE

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es an Rhein und Ruhr zu umwälzenden wirtschaftlichen und infolgedessen auch gesellschaftlichen Veränderungen. Das heutige Ruhrgebiet entwickelte sich durch den Abbau der reichen Steinkohlevorkommen und die damit verbundene industrielle Produktion von Stahl seit dem 19. Jahrhundert zum größten Ballungsraum Deutschlands. Im Rheinland gingen aus mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Vorläufern unter anderem eine bedeutende Textil- und die Keramikindustrie hervor (Kat.-Nr. 14). Nach dem Ersten Weltkrieg gewann auch die Ausbeutung des Rheinischen Braunkohlereviers zunehmend an Bedeutung.

In der Region markieren die seit 1758 arbeitende Eisenhütte St. Antony im heutigen Oberhausen-Osterfeld (Kat.-Nr. 1) und die seit 1784 produzierende Textilfabrik Cromford in Ratingen den Anfang des Industriezeitalters. In Essen prägten neben den verschiedenen Zechen vor allem die 1811 gegründete Krupp'sche Gussstahlfabrik und das damit zusammenhängende dichte Schienennetz große Teile des Stadtbildes. Ab den späten 1950er Jahren erfolgte während des Strukturwandels schließlich der Abbau oder die Umnutzung eines großen Teils der Industrieanlagen und die weiträumige Transformation alter Industrie-  
flächen.

Alle diese Prozesse haben Spuren im Boden hinterlassen, die durch die Industriearchäologie, einem Zweig der Archäologie der Moderne, erforscht werden. Auch wenn die zu bewahrenden Objekte allein schon aufgrund der teils gewaltigen Fundmengen bei den Ausgrabungen bewusst selektiert werden müssen, können sie wertvolle Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der Moderne leisten. In der Ausstellung stehen nach Zeugnissen des lokalen Bergbaus des späten 18. und 19. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 2, 3) exemplarisch ausgewählte Relikte der Krupp'schen Gussstahlfabrik und deren Verwaltung im Vordergrund (Kat.-Nr. 5–11). Ein Schlaglicht auf die bei Krupp arbeitende Belegschaft wird durch zwei Getränkeflaschen (Kat.-Nr. 12) geworfen, während die beiden Colaflaschen (Kat.-Nr. 13) aus der Phase stammen, in der die alte Industrieinfrastruktur abgerissen wurde.  
PJ

Obladen-Kauder 2008a; Przybilla/Grünkemeier 2009; Hopp 2011a; Hopp u. a. 2012b; Hopp/Vollmer-König 2018.



| 1 |

### Schlackestück aus der St. Antony-Hütte in Oberhausen-Osterfeld

Oberhausen-Osterfeld, Antoniestraße;

2. H. 18./1. H. 19. Jh.

L 27 cm

LVR-Industriemuseum, Rheinisches Landesmuseum für Industrie- und Sozialgeschichte, Oberhausen

Mehrere wichtige Faktoren bestimmten Mitte des 18. Jahrhunderts die Standortwahl für die älteste Eisenhütte des Ruhrgebiets: In der Umgebung existierten reichhaltige Raseneisenerzvorkommen. Es gab in unmittelbarer Nähe einen Bach, der aufgestaut werden konnte und ausreichend Gefälle besaß, um ein Wasserrad für das Gebläse des Hochofens betreiben zu können. Außerdem befanden sich im Umland damals noch große Wälder, deren Baumbestand von den ortsansässigen Köhlern für die benötigte Holzkohleherstellung zur Feuerung des Hochofens genutzt werden konnte. So wurde am 18. Oktober 1758 der erste Hochofen der St. Antony-Hütte erstmals angeblasen. Man stellte hauptsächlich Gebrauchsgut wie gusseiserne Töpfe und Pfannen oder Herde, aber auch Ambosse, Gitter oder Platten her. Dabei fielen als Abfallprodukte große Mengen Schlacke an (s. S. 54–55).

Da man zunehmend Absatzschwierigkeiten hatte, wurde der Betrieb 1821 aufgegeben und auf dem Gelände bis 1827 eine Papiermühle eingerichtet. Danach nutzte man die Anlage wieder für die Eisenverhüttung, die jedoch

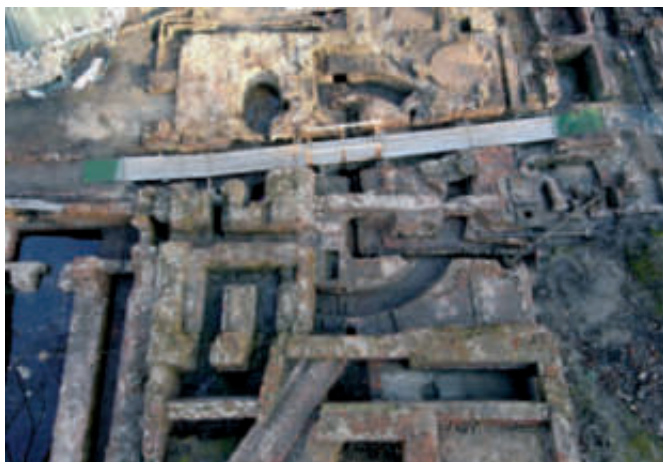
1843 insbesondere wegen der ungünstigen Verkehrsanbindung eingestellt wurde: In unmittelbarer Nähe fehlte ein Binnenhafen oder Eisenbahnanschluss, um den Gütertransport zu gewährleisten. Erhalten blieb bis 1877 noch die Gießerei. Produziert wurden inzwischen auch Kriegsmaterialien wie Kanonenkugeln und Gewehre. Danach riss man große Teile der Anlage ab und baute die verbliebenen Lager- bzw. Produktionshallen zu Arbeiterwohnungen um. Das einzige, heute noch existierende Gebäude aus der Gründungszeit ist das einstige Wohnhaus des Hüttenleiters.

Der Kernbereich der Hütte wurde in den Jahren 2006 bis 2008 durch die Außenstelle Xanten des LVR-Amtes für Bodendenkmalpflege im Rheinland archäologisch untersucht (Abb.). Es kamen erwartungsgemäß zahlreiche Fundamente zutage, die dank der alten, detailgenauen Pläne als Gebäudeteile aus der Mitte des 19. Jahrhunderts bestimmt werden konnten. Ältere Baustrukturen – etwa aus der Gründungsphase – waren zum großen Teil durch die jüngeren Einbauten zerstört oder überlagert.

Südwestlich der in mehrere Räume gegliederten Gießerei befand sich der langgestreckte Kesselraum. Er beherbergte ursprünglich mindestens einen von zwei liegenden Kesseln für ein Dampfgebläse. Nordwestlich davon wurden Fundamente und Mauerreste des Maschinenraums freigelegt, dessen technische Einbauten, zum Beispiel die beiden Schwungräder und der Zylinder der Dampfmaschine, nach der Schließung der Hütte in den 1870er Jahren entfernt worden waren. Das Bindeglied zwischen der Dampfmaschine und der großen Gießereihalle bildeten zwei Kupolöfen, von denen ein rundes Fundament noch vollständig vorhanden ist.

Die größte Überraschung stellte gegen Ende der Grabung die Freilegung einer gemauerten Konstruktion dar, bei der es sich um Fundamente eines großen Hochofens handelt, der statt mit Holzkohle mit Koks befeuert werden konnte. Er wurde für die St. Antony-Hütte in den 1840er Jahren zwar in Zeitungsberichten erwähnt, war allerdings offensichtlich nie in Betrieb genommen worden.

Da sich die Überreste der einstigen Eisenhütte in einem guten, sehenswerten Zustand befinden, wurde







von 2008 bis 2009 ein »Industriearchäologischer Park« eingerichtet. In Verbindung mit einer passenden Umfeldgestaltung wurden die erhaltenen Originalbefunde konserviert und erhielten eine Überdachung. Sie sind über ein Stegsystem mittels Informationstafeln erfahrbar. Parallel dazu werden im ehemaligen Wohnhaus die Hüttengeschichte dar- sowie die Ausgrabungsfunde ausgestellt.

JOK

Obladen-Kauder 2008b.

# 3 | MÜLL

Seit ihren frühesten Anfängen verursachen die Menschen Müll. Mit fortschreitender kultureller Entwicklung nahm die Menge stetig zu. Schließlich waren in der Moderne die Bevölkerungszahlen so hoch und die Produktionsweisen so abfallintensiv, dass nicht nur unter- und oberirdische Mülldeponien in teils riesigen Ausmaßen entstanden, in denen auch neue und besonders langlebige Materialien wie Kunststoff abgelagert werden mussten. Es entwickelte sich sogar eine eigene Wissenschaft, die sich ausschließlich mit diesem Thema beschäftigt: die »Garbology« (*garbage* = engl. »Müll«).

Letztlich besteht der größte Teil der archäologischen Funde aller Epochen in der einen oder anderen Form aus Abfall. Zu allen Zeiten gingen Dinge zu Bruch oder man benötigte sie nicht mehr, wodurch sie zu Müll wurden. Oft voller Spuren ihrer Benutzung, zerbrochen und durch die lange Lagerung im Boden nur noch wenig ansehnlich, stehen gerade diese Objekte im Blickfeld der Archäologie. Sie sind scheinbar nutzlos geworden, verraten der Wissenschaft jedoch viel über die Menschen und die Gesellschaft, die sie einst benutzten.

Für das 19. und 20. Jahrhundert lässt sich Abfall unterteilen in privaten Hausmüll, Bauabfälle, gewerblichen Müll und Industrieabfälle. Unter diesen Aspekten ihrer Biografie werden die in diesem Kapitel zusammengefassten Objekte beleuchtet (Kat.-Nr. 26–32). Dass ein genauer Blick in den Müll auch zu überraschenden Erkenntnissen führen kann, zeigt Kat.-Nr. 33.

Eine Besonderheit von Ballungsräumen wie der Rhein-Ruhr-Region sind sogenannte *terrains vagues*. Als urbane »Zwischenräume« oder »Niemandsländ« ohne konkrete Funktion oder Regeln stehen sie neben eindeutig zweckbestimmten Bereichen, etwa Siedlungs-, Industrie- und Naturräumen. Solche Wildwuchs-Areale werden häufig von speziellen Personengruppen genutzt, die dort auch ihren Müll hinterlassen (s. S. 136–139). Damit werden sie für die Fotografie wie für die Archäologie der Moderne gleichermaßen interessant.

PJ

Rathje/Murphy 1992; Hopp 2013b; Hopp 2015a.





| 26 |

### Tintenfässchen und Fläschchen für Leim und Farbe aus Essener Mülldeponien

Essen-Ostviertel, Frillendorfer Straße/Glückstraße und Essen-Kettwig, Kettwiger Ruhrbogen; 1890er Jahre bis ca. 1920; 1940er/1950er Jahre  
Glas, Porzellan, Ton; H max. 8 cm  
Ruhr Museum, Inv.-Nr. 2012:20.1-2, E-2012-30 (a); 2014:23, E-2014-23 (b)

Archäologische Untersuchungen im Rahmen von Bauarbeiten auf Mülldeponien des ausgehenden 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts am Kettwiger Ruhrbogen und im Essener Ostviertel zeigen, wie sich aus einer sparsamen Handhabung von Gütern im Verlaufe der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts allmählich ein großzügigerer Umgang mit Hausmüll entwickelte. Waren in den ältesten Schichten der Deponien vor allem Herdasche aus Privathaushalten, Tierknochen, Muscheln, Pflanzenreste sowie Bruchstücke von Flaschen und Porzellan zu finden, so wurden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts oft mehr oder weniger vollständige Gefäße aus Glas, Porzellan oder salzglasiertem Steingut entsorgt (Abb.).

Der Kehricht aus Kettwig und der Essener Innenstadt wurde etwa seit 1895 gegen eine Gebühr am Tag der »Müllabfuhr« abtransportiert. »Aschenknechte« entluden die an der Straße bereitgestellten Müllbehälter auf einen Pferdekarren, auf dessen Bock ein »Müllkutscher« saß. Geländemulden oder Tongruben dienten als Aufschüttungsorte für angefahrenen Kehricht und Müll.

Etwa seit den 1920er Jahren landeten zunehmend vollständige Glasgefäße, Fragmente von Porzellan sowie andere Gebrauchsgüter im Müll, der aus dem wachsenden Wohlstand der Bevölkerung und einem Wandel der Fertigungsprozesse resultierte: Effektiverere Produktionsformen und günstigere Rohstoffe verbilligten die Produktion und damit die Produkte. Es handelt sich also um frühe Einmalprodukte bzw. »Wegwerferzeugnisse«. Ihre große Zahl unterstützt diese Vermutung.

Zugleich dokumentieren die zahlreichen Tintengefäße die zunehmende Alphabetisierung der Gesellschaft. Obwohl nur bei wenigen Exemplaren eine Relieffinschrift im Boden oder ein aufgeklebtes Etikett eindeutig auf den Verwendungszweck hinweist, liegt es nahe, die meisten Objekte aufgrund ihrer Form und Größe als Tintenfläschchen anzusprechen. Während die Papierschildchen



vermutlich im feuchten und bakterienreichen Milieu vergangen sind, fielen in einigen Gefäßen hinweisgebende, blau und schwarz gefärbte Rückstände ins Auge. In einem Porzellanfläschchen befanden sich noch Reste einer weißen, verfestigten Substanz, die an Deckweiß oder Leim erinnerte. Einige Glasgefäße lassen im Boden eingeprägte Ziffern und Buchstaben erkennen, die sich bei der späteren Identifikation von Produktserien als hilfreich erwiesen.





Die Glasgefäße unterscheiden sich in ihrer Herstellung voneinander. Manche stammen noch aus der Mundglasfertigung und haben aufgeschmolzene Lippen am Rand, andere bestehen aus Pressglas. Von diesen besitzen einige am Hals ein eingepresstes Gewinde, auf dem sich in manchen Fällen noch ein aufgeschraubter Verschluss aus Bakelit befindet.

Die Formenvielfalt ist überraschend. Die ältesten Modelle reichen bis in die 1890er Jahre zurück. In den Boden gelangten die Fundstücke zwischen 1890 und der Mitte der 1920er Jahre und dann noch einmal von etwa 1940 bis in die 1950er Jahre. Die Tintengefäße aus Steinzeug befanden sich nur in den untersten und ältesten Lagen der Deponien.

Der Zeitraum, in dem die Objekte produziert und später in den Boden gelangten, wird in der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung als zweite industrielle Revolution bezeichnet. Es ist die zweite Phase der Industrialisierung, die in den 1870er Jahren begann und zum Aufstieg neuer Unternehmensbereiche, insbesondere der chemischen Industrie und der Elektrotechnik führte.

DH

Maywald 1997; Hopp 2013a; Hopp 2013b, S. 91–94 (Detlef Hopp); Jung 2016, 274 f. (Detlef Hopp); Hopp 2020c.



## EXKURS: ARBEITERWOHNEN AM BEISPIEL DES VIERTELS SEGEROTH IN ESSEN

Haus in Essen-Segeroth, Schachtstr. 2, 1920er Jahre.



### Verdichtung im Wohnungsbestand

Mit dem Aufschwung des Kohlebergbaus und der Eisen- und Stahlindustrie stieg die Zahl der Bevölkerung in den sich von Dörfern zu Industriestädten entwickelnden Gemeinden im Ruhrgebiet sprunghaft an. Die erste Welle von Zuwanderern ab 1840/50 fand zunächst Unterkunft in vorhandenen Gebäuden in den alten Gemeinden und Städten der Hellwegzone. Die Neuankömmlinge füllten nach und nach jeden ungenutzten Raum und drängten in die letzten Winkel. Ställe, Schuppen und Dachgeschosse wurden als Wohnräume genutzt. Bereits in den 1850er Jahren zeichnete sich ab, dass weder der vorhandene Haus- und Wohnungsbestand noch die später errichteten Wohnhäuser innerhalb des alten kleinflächigen Stadtbezirks ausreichten, um die neuen Industriearbeiter und ihre Frauen und Kinder mit Wohnraum zu versorgen.

Die engen und baulich extrem verdichteten Stadtkerne ließen in den 1860er Jahren keine Neubautätigkeit größeren Umfangs zu. Erst ab den 1860/70er Jahren stieg die Zahl der Wohnhäuser, die an den Wegen um die Stadt errichtet wurden. Diese Bautätigkeit konnte jedoch dem enormen und stetig steigenden Bedarf nicht gerecht werden. Hatte Essen Anfang der 1860er Jahre rund 20.000 Einwohner, waren es 1863 über 40.000, und bis 1905 stieg die Zahl um das Dreifache auf 130.000 an. Essen wie auch andere Städte der Industrieregion waren weder willens noch in der Lage, die notwendigen infrastrukturellen Vorleistungen wie z.B. Erschließungs- oder Schulkosten aufzubringen, zumal sie sich traditionell für die Wohnraumversorgung als nicht zuständig empfanden.

Ein freier, am Bedarf orientierter Wohnungsmarkt entstand zunächst nicht, da ein kapitalkräftiges Bürgertum nicht bzw. nicht im erforderlichen Umfang existierte, um die notwendigen Investitionen zu tätigen. Die nach Arbeit suchenden hochmobilen Zuwanderer, die sogenannte schwimmende Bevölkerung, wurde eher als vorübergehender Spuk wahrgenommen. Hinzu kam, dass der Bau von Wohnungen für Arbeiter und Arbeiterinnen aufgrund deren geringer und unsicherer Verdienste keine lohnende Investition versprach. Zuwenig Kapital und zu geringe Renditeaussichten standen einer großen, finanziell aber nicht fundierten Nachfrage gegenüber. Die

Entwicklung galt auch für andere Hellwegstädte. Durch die Aussicht auf Arbeit angezogen, drängten folglich immer mehr Menschen in die völlig überfüllten Stadtkerne.

### Mobilität und Mietanteil

Die für Arbeiter lebensnotwendige, sehr hohe Mobilität war in der Tat einer der wichtigsten, das Wohnen bestimmenden Faktoren. Dabei war der Zug in die Stadt kein abrupter Bruch mit bisherigen Lebensgewohnheiten. Mobilität im Zusammenhang mit Arbeitssuche gab es auch auf dem Land. Die Wohnverhältnisse dort waren, entgegen vieler romantisierender Beschreibungen, bezüglich der räumlichen Enge und dem Zustand der Unterkünfte ebenfalls denkbar miserabel. So war der Wechsel des Arbeitsplatzes für die arbeitende Bevölkerung nahezu die einzige Möglichkeit, den Verdienst zu erhöhen und/oder die Arbeitsbedingungen zu verbessern. Insbesondere der Bergbau, die Eisen- und Stahlindustrie und der Maschinenbau arbeiteten überwiegend mit Angelernten, deren Zahl von 1895 bis 1907 um 71 Prozent anstieg – eine gute Voraussetzung, um immer wieder in anderen Branchen und Betrieben Arbeit zu finden.

Mit einem Wechsel des Arbeitsplatzes war meist auch ein Umzug verbunden. Mit Verkehrsmitteln zur Arbeit zu kommen und größere Distanzen zu überwinden scheiterte an der schlechten Erschließung der Infrastruktur und spätestens an den Fahrpreisen. Deshalb war auch der häufige Wechsel der Unterkunft eine unabdingbare Konstante.

Häufiges Umziehen hieß aber auch teurer wohnen. Je unsicherer und/oder geringer das Einkommen war, desto relativ höher fiel die Miete zu Buche. Größe und Lage der Wohnung standen dabei häufig im umgekehrten Verhältnis zum Preis: Schlecht verdienende Arbeiter, die oft umzogen, mussten ihre Unterkünfte relativ teuer bezahlen: *the poor pay more*. Für die armen Familien bedeutete dies, dass sie den erhöhten Mietpreis durch stärkere Belegung auf eine möglichst niedrige Pro-Kopf-Quote herunterdividieren mussten. An Nahrung und Kleidung war schon nicht mehr zu sparen.

»Das Wohnbedürfnis«, so ein zeitgenössischer Nationalökonom, »besitzt unter allen menschlichen Bedürfnissen die größte Elastizität«. Die Wohnungen waren »nicht zu groß zum Wohnen, wohl aber zum Bezahlen.« Deshalb fanden sich Schlafgänger überwiegend in kleinen Wohnungen. Es gab aber auch Familien, die in so engen und armen Verhältnissen lebten, dass sie keinen Schlafgänger aufnehmen konnten.

### Beispiel Segeroth

Als ein neues Areal für Arbeiterwohnungen entwickelte sich das Umfeld der von Mathias Stinnes 1839 abgeteufelten Zeche Victoria Mathias, die in den 1860er Jahren die größte Zeche an der Ruhr und der Krupp'schen Fabrik darstellte. In fußläufiger Nähe der Industriebetriebe entstand innerhalb weniger Jahre auf Viehweiden und Äckern das Arbeiterviertel Segeroth. An diesem Stadtteil zeigte sich beispielhaft ein ganzes Bündel von Problemen, die die Industrialisierung mit sich brachte.

Begrenzt von den Kruppwerken im Westen, der Zeche Victoria Mathias im Osten, durch den Nordfriedhof, die Städtische Gasanstalt, das Elektrizitätswerk und die Maschinenbau-Union im Norden sowie die Trasse der Rheinischen Bahn im Süden, konnte sich der Segeroth nicht ausbreiten und blieb von anderen Stadtteilen separiert. Auch wenn die Miete verhältnismäßig günstig war, blieb es für viele Arbeiterfamilien unumgänglich, Schlaf- und Kostgänger aufzunehmen.

Der Segeroth war zunächst Zielort vieler Zuwanderer aus Mitteldeutschland und etwas später aus den damaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches. Ab den 1870er Jahren entstand ein ethnisch und städteplanerisch durchmischtes Viertel aus Arbeitersiedlungen, Schlaf- und Logierhäusern, Mietskasernen, Industrieanlagen und Eisenbahnlinien. Mitte der 1880er Jahre lebten im Segeroth rund 8.000 Einwohner. Fünfzig Jahre später waren es mehr als 40.000. Laut einer statistischen Erhebung über die Wohnsituation in Essen aus dem Jahre 1900 galt der Segeroth als das Viertel mit der höchsten Wohndichte und zugleich dem niedrigsten Wohnkomfort.

Allerdings gab es auch Unterschiede. Die Trennlinien verliefen nach der Stellung der Arbeiter im Produk-